

35

Paul Parin

## Eigenes Wissen und Wünschen

Objektiv und neutral wollen Biographien meistens sein. Und sie töten mit diesem Anspruch den zu porträtierenden Menschen, meint Paul Parin. Nur da, wo äussere und innere Lebensgeschichte verknüpft werde, in der Autobiographie und vor allem in der Psychoanalyse, würden sich Wahrhaftigkeit und Authentizität einstellen.

Die ersten Biographien, die ich als Gymnasiast gelesen habe, waren von Paul de Kruif, «Mikrobenjäger». Die Lebensgeschichten der Ärzte, die mit ihren Entdeckungen das medizinische Wissen grundlegend weitergebracht haben, machten mir einen tiefen Eindruck. Der Entschluss, Medizin zu studieren, war damals schon gefasst; darum hatte mir meine Mutter de Kruifs Bücher geschenkt. Nun wollte ich Wissenschaft betreiben, Forscher werden.

Von der Person der Helden der Wissenschaft ist mir wenig geblieben. Kaum mehr, als dass Paul Ehrlich, der Entdecker der Tuberkelbazillen einen Bart hatte (?) und Semmelweis, der dem Kindbettfieber seine Schrecken genommen hat, einen Schnurrbart. Ich wollte keineswegs so werden wie einer von ihnen. Aus meiner Lebensgeschichte entnehme ich, dass ich am liebsten – und am erfolgreichsten geforscht habe, wenn ich meiner Nase und dem Zufall gefolgt bin, dilettantisch wie Ehrlich, der die rot gefärbten Bazillen zufällig entdeckt hat, reinste «bricolage» (nach Claude Lévi-Strauss). Die schmerzliche Erfahrung von Semmelweis, dass das medizinische Establishment forschungsfeindlich ist, dass die Gilde der Professoren lieber den Tod Tausender Patientinnen in Kauf genommen hat, als Vorurteile zu revidieren, hat ihre Spuren in meiner Arbeit hinterlassen.

Eigentlich – das muss ich annehmen – haben mir die liebevoll und gründlich beschriebenen Lebensläufe keinen Eindruck gemacht, haben mich die Protagonisten jener heroischen Zeit der Medizin eher kalt gelassen. Ihre Arbeit, ihre Lebensumstände und das «Umfeld» haben mich fasziniert. Aber vielleicht wäre mir dies alles ohne die siegreichen oder leidenden Leitfiguren nicht lebendig geworden. Als ich begriffen hatte, dass Biographien eine wertvolle, in jeder Hinsicht ehrbare Lektüre sind, habe ich etliche gelesen. Sicherlich waren darunter «grosse Männer», Napoleon, Bismarck, Lenin. Kein einziger ist mir beim Lesen lebendig geworden, keinen habe ich als Menschen richtig kennengelernt. Was mir geblieben ist, waren die Taten und Untaten, die Einflüsse und Verhältnisse, das jeweilige nationale und historische Umfeld der

Helden. Vielleicht habe ich nicht die kompetentesten Autoren gelesen. Oder war ich vielleicht unfähig, oder gänzlich abgeneigt, mich in Menschen einzufühlen? Das glaube ich nicht. Denn es gibt eine Ausnahme. Die Autobiographie des Renaissance-Bildhauers Benvenuto Cellini. Ich las zuerst die stark gekürzte Goethesche Übersetzung und besorgte mir dann eine modern übersetzte komplette Ausgabe. Die Welt der Renaissance, im Schnittpunkt von Kunst, Politik und Intrige, ist mir ebenso lebendig geworden wie der geniale Künstler. Als ich Jahrzehnte später einen Freund in Italien besucht und zur Begrüssung gefragt habe: «Wie lebst du?», gab er zur Antwort: «Wie in der Renaissance.» Sogleich ist das Bild des schönen wilden Benvenuto Cellini in mir aufgestiegen.

Aber halt! Das ist ja eine Autobiographie, keine nach langen Studien mit dem Anspruch auf objektive Darstellung verfasste Beschreibung. Sollte die subjektive Methode der Selbstdarstellung der richtigen Beschreibung eines Menschen näher kommen als eine noch so gründlich und klug verfasste Studie eines Beobachters?

Die Frage nach der wahrhaftigen, lebendigen *und* objektiven Lebensbeschreibung ist mit dem Studium der Psychoanalyse wieder in Bewegung gekommen. Spätestens seitdem ich Freuds «Bruchstück einer Hysterie-Analyse» las, die Geschichte eines 18jährigen Mädchens, das der besorgte Vater dem Professor zur Behandlung anvertraut hatte, wusste ich: «Die Unfähigkeit der Kranken zur geordneten Darstellung ihrer Lebensgeschichte (...) ist nicht nur charakteristisch für ihre Neurose» – sie ist auch charakteristisch für jeden Menschen. Motive der Scham und Scheu stünden dagegen; weitere Hindernisse kämen aus einer «unbewussten Unaufrichtigkeit» und aus Gedächtnislücken und Erinnerungstäuschungen, Erscheinungen, von denen niemand frei sein kann. Erst die Psychoanalyse ist imstande, schliesslich zu einer geordneten und wahrhaftigen Darstellung der Lebensgeschichte hinzuführen.

«Wer Biograph wird, verpflichtet sich zur Lüge...»

Der Weg wäre vorgezeichnet. Zahlreich sind die Indizien, dass es der richtige ist, dass auf diesem Weg ein Lebenslauf so vollständig wie möglich erschlossen werden kann. Da ist erst einmal die Erfahrung, dass noch so sorgfältig und genau aufgenommene Krankengeschichten, die sich auf gesicherte Daten über die Herkunft, die Familie, die medizinischen, sozialen, schulischen, beruflichen usw. Gegebenheiten seelisch leidender PatientInnen stützen nichts, oder fast nichts, zum Verständnis seelischer Störungen beigetragen haben. Ein einziger Lebenslauf, bei dem die «äussere» mit der «inneren» Lebensgeschichte verknüpft ist, bringt mehr Aufschluss über den

Menschen – den «Krankheitsfall» der Psychiater – und ungezählte andere Menschen und Schicksale als Zehntausende In den Kliniken kompilierte Krankengeschichten, die den Dossiers fleissiger Geheimpolizeien nicht unähnlich sind. Schriftsteller, die Lebensläufe erfunden haben, wussten das schon längst, zumindest seit Shakespeare und Balzac. Sie haben das Innenleben ihrer Protagonisten in die Lebensromane einbezogen.

Wenn es wieder und wieder gelingt, im psychoanalytischen Dialog ein Leben richtig zu rekonstruieren, warum ist davon nirgends zu lesen? Und wenn ein Psychoanalytiker versucht, eine Biographie zu schreiben, ist das Misslingen anscheinend unvermeidlich.

Freud, dem niemand absprechen kann, dass er ein bedeutender Schriftsteller war, meinte: Biographie ist unmöglich. An seinen Freund Arnold Zweig hat er geschrieben: «Wer Biograph wird, verpflichtet sich zur Lüge, zur Verheimlichung, Heuchelei, Schönfärberei und selbst Verhehlung seines Unverständnisses, denn die biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen.»

Das Urteil tönt nach Endgültigkeit. Wenn der alte, weise Mann so spricht, wer wagt es noch, Biograph zu werden?

Ein anderer Grosser der Geisteswelt, Jean-Paul Sartre, hat nicht resigniert. Gerade auch auf das neue Wissen der Psychoanalyse gestützt, mit der Potenz eines Denkers und grossen Literaten hat er sich jener Aufgabe gestellt, die er eine der einlösbaren geistigen Herausforderungen seiner Zeit genannt hat: die vollständige Beschreibung eines Menschen. «L'idiote de la famille», die Lebensgeschichte von Gustave Flaubert, sollte unter Beweis stellen, dass *die* umfassende Biographie möglich ist. Sechs Bände waren geplant, vier sind es geworden, denn der Autor hatte wahrgenommen, dass seine Lebenszeit vor der Vollendung des Werkes auslaufen würde. Das Ergebnis ist bewundernswert, aber eine wahrhaftige *und* lebendige Lebensbeschreibung ist es nicht geworden. Vielleicht gerade, weil Sartre durchaus objektiv sein wollte. Erschreibt, dass er absichtlich einen Schriftsteller zum Objekt seiner Riesenstudie gewählt hat, dem er in keiner Weise nahestand, dem er keine Sympathie entgegenbringen konnte.

Ich meine, dass es gerade der Anspruch ist, eine neutrale Beschreibung zu liefern, die das Objekt biographischer Schriften «abtötet»; der Anspruch auf Objektivität steht auch hinter Freuds Diktum.

«... zur Verheimlichung, Heuchelei, Schönfärberei ...»

Da dieser Aufsatz ohnehin mein ganz persönliches Urteil wiedergibt, nehme ich mir die Freiheit, auch weiterhin den psychoanalytischen Standpunkt einzunehmen: Eine Lebensbeschreibung kann nur wahrhaftig sein, wenn die innere Lebensgeschichte, von der der Protagonist oder die Protagonistin «nichts weiss», im Wechselspiel mit «äusseren» Einflüssen und Ereignissen zur Sprache kommt.

Biographische Arbeiten prominenter Analytiker können als Zeugnis dafür gelten, dass der Anspruch auf Ausgewogenheit und Distanz die Lebendigkeit abtötet, die darzustellen wäre. Ernest Jones hat die massgebende Biographie von Sigmund Freud geschrieben, ein vielzitiertes Riesenwerk. Er verstand sich als Freund des Meisters und der Freudschen Familie. Das Bild, das er entwirft, ist jedoch unlebendig und in wesentlichen Zügen verfälscht.

Richard Sterba, der Musiker unter den Analytikern, ist in seiner grossen psychoanalytischen Studie «Ludwig van Beethoven und sein Neffe» allen Anforderungen an die Umsicht und Genauigkeit des Forschers gerecht geworden. Eine ergreifende oder auch nur einleuchtende Darstellung ist ihm nicht gelungen. Wie lebendig wirkt daneben die anspruchslose Studie «Reminiscences of a Viennese Psychoanalyst». Gerade weil Sterba autobiographisch schrieb, werden seine Freunde und Freundinnen im Wien vor 1938, die nur kurz ins Gesichtsfeld rücken, zu lebendigen Figuren.

Immer näher komme ich dem Schluss, dass nur eine Autobiographie zugleich wahrhaftig und authentisch sein kann. An berühmten und obskuren Lebensbeschreibungen hat die Kritik gerügt, der Autor hätte sich übermässig mit dem Gegenstand seiner Arbeit identifiziert und sei damit der legitimen Forderung nach einer objektiv-neutralen Lebensbeschreibung nicht nachgekommen. Legitim mag diese Forderung sein, einlösbar ist sie nicht.

Wer sein eigenes Leben beschreibt, ist nicht neutral. Ungezählte Autobiographien grosser Schriftsteller erfüllen alle Erwartungen, den Anspruch auf Wahrhaftigkeit und auch den Wunsch der Leser und Leserinnen, am be-

36

schriebenen Leben teilzunehmen. Was ich damit meine? Man lese etwa «Zeitkurven» von Arthur Miller.

Nicht jeder und nicht jede, an deren Leben wir brennend interessiert wären, hat eine Selbstdarstellung verfasst, und nicht jedem, der es versucht hat, ist es gelungen. Von den Toten ist nichts Neues zu erwarten. Und doch bringen es Biographen fertig, unseren Wissensdurst nach dem Leben jener Männer und Frauen zu befriedigen wenn *wir* die wichtigste Voraussetzung

selber beisteuern: eine intensive Neugier auf das Wirken und die Lebensumstände jener Menschen.

«... denn die biographische Wahrheit ist nicht zu haben»

Ich habe vorausgesetzt, eine Biographie müsste so lebendig geschrieben sein, dass jeder Leser und jede Leserin gleichermaßen Anteil nehmen kann. Ich habe die Rechnung ohne den Wirt gemacht, habe über Werke der Literatur gesprochen, als ob sie für sich allein stünden, habe einen fiktiven Leser angenommen, der dieselben Erwartungen hat wie ich. Das gibt ein schiefes Urteil. Autor und Leser gehören zueinander, ergänzen einander, bilden – mit dem Ausdruck von Rudolph Loewenstein – ein «cultural pair». Nur an dem, was der Leser an Wissen, an Wünschen und Träumen mitbringt, wenn er daran geht, eine Biographie zu lesen, und welche bewussten und unbewussten Erwartungen die Lektüre erfüllt, ist der Wert des Buches zu messen.

Es kann sein, dass ein Bewunderer kriegerischer Taten hochbefriedigt ist, wenn er eine trockene Schilderung von Schlachtplänen, Aufmärschen, Siegen und Niederlagen seines Helden liest. Ein anderer liebt das Werk eines Malers, etwa von Tintoretto. Eine Biographie enthielte nichts als die Beschreibung aller Werke, das Jahr der Entstehung, Format, den Ort, wo das Gemälde hängt. Dieser Leser wäre damit glücklich, während andere Leser oder Leserinnen den Band kopfschüttelnd zur Seite legen würden.

Ich selber habe die Erfahrung gemacht, dass mich Biographien fasziniert haben, wenn sie zu mir «passten». Das Werk von Marie Bonaparte, der Schülerin und Freundin von Sigmund Freud, die ihn und seine Familie in die Emigration gerettet hat, war mir vertraut; einmal habe ich mit der imposanten alten Dame gesprochen. Erst ihre Biographie von Celia Bertin hat sie mir nahegebracht.

Schon oft ist es mir so ergangen. Als Gymnasiast war ich von der Antike begeistert; gerade in diesen Jahren war mir bewusst geworden, dass ich Jude bin. «Der jüdische Krieg» von Lion Feuchtwanger ist für mich ein Lieblingsbuch geworden. Beim Studium der Naturwissenschaften habe ich erkannt, dass ich Charles Darwin den Grundstock meines Wissens verdanke. Er selbst ist blass geblieben, eine historische Erscheinung. Erst beim Lesen der biographischen Studie von Phyllis Greenacre, einer amerikanischen Analytikerin, ist Darwin für mich ein Mensch geworden, der wirklich gelebt hat.

Die Übereinstimmung von Leser und Lebensbeschreibung kann so weit gehen, dass ein fremdes Leben das eigene ergänzt und bereichert. Ich meine nicht die Illusion irgendeiner projektiven

Phantasie wie «geradeso ist es mir ergangen» oder «der ist genau so wie ich bin». Wenn wir von Menschen lesen, deren Leben in uns fortwirkt, von unseren geistigen Vorfahren, können wir Biographien als Teil der eigenen Autobiographie lesen.

So ist es mir kürzlich mit dem «Biographischen Lexikon der Psychoanalyse» von Elke Mühlleitner ergangen – kurze Biographien aller Österreichischen Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen von 1902 bis zur Vertreibung 1938. Ich bin nicht nur von Beruf Psychoanalytiker. Gleich wie viele potentielle Leser und Leserinnen gehöre ich zur mitteleuropäischen Intelligenz. Wir sind Träger, vielleicht bereits Erben, einer Kultur, die uns und den Protagonisten Mühlleitners gemeinsam ist. Aus dieser Kultur ist im ersten Drittel des Jahrhunderts die psychoanalytische Bewegung hervorgegangen. Die Entstehung der Psychoanalyse ist Ausdruck für einen – möglicherweise den letzten – grossen Impuls der Aufklärung. Sie ist der Versuch, einen radikalen Humanismus zu verwirklichen, Ideen, die im Wertesystem und im Denken der heutigen Intelligenz weiterleben. In der Fülle kurzer Lebensgeschichten wird eine vorher unbekannte Schar von Männern und Frauen lebendig, mitreissend in ihren Werken, mit einem Leben, das oft tragisch, manchmal grotesk oder absonderlich ablief. Wenn wir diese Lebensläufe auch nur kurz begleiten, fühlen wir uns unter unseresgleichen. Ihre Schicksale sind Teil unserer Existenz – soweit wir engagierte Leserinnen und Leser geblieben sind.

Célia Bertin: Die letzte Bonaparte. Freuds Prinzessin. Ein Leben. Kore Verlag. Freiburg i. Br.  
1989. 464 Seiten. Fr. 42.-

Elke Mühlleitner: Biographisches Lexikon der Psychoanalyse. Die Mitglieder der  
Psychologischen Mittwochgesellschaft und der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung  
1902-1938. Edition discord. Tübingen 1992. 400 Seiten. Fr. 75.50